

# Heimat – sensationell oder besinnlich?

Von Dieter Narr

Im Zeichen des Gedenkens an Balthasar Neumann mag sich denen, die sich dazu irgendwie berufen fühlen zu bewahren und zu pflegen, die peinliche Erinnerung an jenes so viel geschmähte 19. Jahrhundert, an seinen Beginn, nahelegen, gekennzeichnet durch die kaum verständliche Blindheit gegenüber den Werten und Werken einer großen, aber den Epigonen fremd gewordenen Vergangenheit. Die Spitzhacke, die die große Kirche in Münster-schwarzach getroffen hat, sie wirkt fast wie ein Symbol einer Epoche, die, gleichsam eine Spätzündung geschichtslos-auflärerischen Denkens, Klöster und Schlösser auf Abbruch zum Verkauf anbietet, Irrenanstalten oder Zuchthäuser an Stätten einrichtet, die sich einst die Museen zum Wohnsitz erwählt hatten.

Gewiß, es ist längst erkannt, daß solch grelles Tun sich nicht auf ein bestimmtes Jahrhundert beschränkt; der Sturm gegen die Bilder und Zeugen der Vergangenheit wiederholt sich mehrfach in der Geschichte; liebevoll und kunstreich gearbeitete Grabplatten sind immer wieder einmal gut genug dazu gewesen, den Enkeln, wenn nicht gar Söhnen, als billiges Baumaterial zu dienen.

Ob nicht doch trotz der Sünden und Unterlassungen Menge in unserer Zeit die Ehrfurcht vor dem Gewordenen zu wachsen beginnt? Mehren sich nicht zum mindesten die Kräfte, die sich darum bemühen, den gehetzten Menschen unserer Tage daran zu mahnen, daß er in eine Kultur von ehrwürdigem Alter hineingeboren ist, die es ihm verwehren, sich pietätlos zu vergeifen an den Gütern der Geschichte sowohl wie auch am Erbe der Überlieferung? Werden sie nicht – wenigstens bis zu einem hohen Grade – erfüllt, die Forderungen der pflegenden und schützenden Geister unter unseren Zeitgenossen, erfüllt sogar von staatlicher Seite, getragen auch von einem breiteren Interesse, begleitet vom Echo weiter Kreise, in denen es schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, daß das Alte nicht einfach verfallen darf, ja, daß es hervorgeholt und aufgefrischt werden muß, wenn ihm die Gefahr des Vergessenwerdens droht?

Kein Gedenktag, der sang- und klanglos vorüberginge, kein Geburtstag, der nicht gefeiert würde, kein Fest im Kreislauf des Jahres, das nicht eine kleine Betrachtung, die Frage nach sich zöge: Wie wurde es einstmal gehalten, welche Bräuche hat noch der Großvater geübt, was läßt sich tun, die verblichenen Farben wieder zum Leuchten zu bringen, sie in neuem Glanze erstrahlen zu lassen? Bis zur unscheinbaren Verschußmarke auf Briefen und Drucksachen hinab werden die historischen Daten ernst genommen. In größeren und kleineren Städten zieren die Häuser Erinnerungstafeln: „Hier wohnte einst Mörike in den Jahren 18...“, „hier ist der

um die württembergische Landesgeschichte so verdiente Johann Gottfried Pahl geboren“, „aus diesem Fenster hat sich die Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches herabgebeugt“. Dorf- und Stadtjubiläen, sie werden „in pausenlosem Einsatz“ begangen, Festschriften und Heimatbücher bereiten auf die Tage des Gedächtnisses vor, hurtige Hände regen sich, zahlreiche Köpfe sind damit beschäftigt, stattliche Festzüge von Kilometerlänge aufzustellen, mit Kostümen und Attributen, deren Echtheit zuvor sorgfältig geprüft wird. Bis dann die Stunde naht, da in reibungsloser Organisation, „unter Anwesenheit von Vertretern der Bundesregierung“, das glänzende Schaubild sich aufbaut vor Hunderten und aber Hunderten frohbewegter Menschen und Festgenossen.

Es gehörte schon ein besonderes, ausgedehntes Studium dazu, wollte es einer versuchen, allein aufzählend die Festspiele zu bewältigen, die allsommerlich – und wiederum mit Hingabe, Geschick und Talent – über die Freilichtbühnen gehen; klassische Stücke vielfach oder doch wenigstens Volksstücke mit Gehalt, mit Themen und Vorwürfen, die aus der Geschichte der engeren Heimat entlehnt sind.

Überall regt sich das Leben. Und dieses Leben ist – ohne Zweifel – darauf gerichtet, an die Tradition anzuknüpfen, oder auch dafür zu sorgen, daß sich neue Tradition bilde, im engeren häuslichen Kreis sowohl – man denke an die Ausbreitung des Muttertages – als auch in den weiteren Bezirken der Feiern und Feste, die der Teilnahme des ganzen Volkes empfohlen werden und zumal der Erhaltung solcher Werte gelten, wie sie im Zeitalter der Zivilisation und des Motors ins Wanken und Stürzen geraten müssen, der Werte des Gemütes also, des schlecht weggekommenen in diesem Jahrhundert; der „Tag des Baumes“, der „Tag des Pferdes“, sie werden als Mahnmale aufgerichtet in einer kahl werdenden Zeit.

Und so, wie sich der Kalender wieder zusehends bunter färbt, so steigert sich auch das Bedürfnis, im Kleide die Eintönigkeit der Mode zu meiden; man besinnt sich wieder auf die Tracht, gewillt, sich mit ihr und in ihr wieder zu unterscheiden und zugleich das Standesbewußtsein zu betonen und zu stärken.

Die Beispiele ließen sich wohl beliebig vermehren, als Belege der Behauptung verwenden, die Treue zur Tradition sei nicht erloschen, der historische Sinn nicht verkümmert. Ganz im Gegenteil, die Epoche, in der wir leben, hebe sich deutlich ab von jenen Zeiten, denen der Geschmack an Symbolen, an sichtbaren Zeichen und Gebäuden ebenso verloren gegangen war, wie das Bewußtsein des großen Zusammenhangs, der die Geschlechter und Jahrhunderte trotz allem Wandel zu einer Einheit zu-

sammenfügt. Die Bestrebungen der Heimatpflege müßten somit auf einen Boden fallen, der aufgelockert ist von dem Gefühl, daß wir schlechterdings nicht zu leben vermögen, ohne uns zu ergänzen, zu verjüngen in der Berührung mit den Kräften des Heimatlichen, wie sie uns namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und Kultur entgegen-treten und zuwachsen. Und für diesen Gewinn – so wäre dann wohl weiter zu folgern – könne kein Preis zu teuer sein. Der Preis der Bewußtheit, die die alte Unbefangenheit abgelöst hat, die naive Verhaltensweise, sei zwar ein hoher. Allein, wer wollte ihn nicht willig entrichten – angesichts der unausweichlichen Tatsache, daß seine Weigerung die Preisgabe dessen bedeutete, was niemals verschleudert werden kann und darf, wenn anders noch ein Funke der Erkenntnis glimmt, daß es, um an ein bekanntes Wort zu erinnern, keine Zukunft ohne das Wissen um die Herkunft gibt?

Warum aber will uns nicht wohl sein bei dieser munteren Zuversicht? Ist es der unausrottbare Trieb zur Skepsis, im besten Fall die von Kindesbeinen an vertraute Gewohnheit, vorsichtig das Für und Wider abzuwägen, die Erziehung zum kritischen, zum scheidenden und unterscheidenden Vermögen, wenn wir, ohne die hoffnungsvollen Ansätze zu leugnen, dazu geneigt sind, uns selber und die anderen zu dämpfen in der Begeisterung? Und sie ist doch so unentbehrlich für alle, die etwas zustandebringen wollen, die mit vollem Recht auch von der Forschung verlangen, daß sie dem Leben diene, sich nicht hochmütig zurückziehe und versage, wo es gilt, Werte, echte Werte, zu verwirklichen und mit ihrer Pflege unser Zeitalter, unseren Nächsten zu befreien, an der Befreiung wenigstens soweit mitzuwirken, als es die begrenzten Möglichkeiten eines kurzen Menschenlebens gestatten? Es sei nicht bestritten, daß sich schon in den ersten Abschnitt dieses Referats ein ironischer Ton gemischt hat. Und dies aus der Furcht heraus, es könne das Mißverständnis sich einschleichen, es sei nun blanker Ernst mit der Devise: „Es ist eine Lust zu leben. Heil dem Heimatpfleger! Seine ‚Belange‘ werden gewahrt, die Zeitungen strotzen von Berichten, die Zeilen platzen unter Artikeln, in denen die uns so lieben Werte unüberhörbar, unübersehbar angeboten werden!“ Und ich bin natürlich auch keineswegs gesonnen, mit der eigenen Meinung hinter dem Berge zu halten. Nicht aus der Anmaßung heraus – ich darf mich nicht zum engeren Kreis der zünftigen und erfahrenen Heimatpfleger zählen –, daß ich nun Verbindliches, unumstößlich Gültiges zu sagen hätte. Hier geht es ja nicht um Fragen, die sich den begreiflicherweise recht subjektiven Einsichten und beschränkten Erfahrungen ohne weiteres entwinden, in eine kühle und distanzierte Betrachtung, wie sie einer Abhandlung wohl ansteht, überführen und umsetzen ließen. Hier sind Urteile zu wagen auf die Gefahr hin, daß sie mehrmaliger Revision bedürfen, zu korrigieren, zu kassieren sind. Diese Voraussetzungen aber bitte ich zu bedenken, wenn ich meine Eindrücke dahin zusammenfasse:

Letztlich ist mir das schöne Wort ‚Fülle‘ doch zu schade, wenn ich an das Massenangebot jener Versuche denke, mit denen die Heimat gerettet werden soll, mit dem wir Tag für Tag überschüttet, zugedeckt werden. Die Fülle erhebt, die Masse drückt. Jedes Zeitalter wählt die Form, die ihm gemäß ist. Und dem unsrigen scheint nun einmal die Form zu entsprechen, die mit Lärm und lauter Gestik verbunden ist, und die auch vor den Werten nicht zurückscheut, die wir als die „un-scheinbaren“, als die stillen zu bezeichnen belieben. Es fragt sich stets – ich bezweifle nicht, daß es noch einen unverbrauchten, gesunden Kern gibt, dessen Genuß uns zu heilen vermag, – welche Kräfte die Oberhand gewinnen, welche Motive schließlich durchschlagen. Und da sage ich Ihnen dann gewiß nichts Neues, wenn ich mit allem Bedacht feststelle, daß oft und oft das Geklapper der Organisation jeden feineren Ton verschlingt, ja, daß die Historie – im besten Falle noch ein gemütvoller Schnörkel –, daß Überlieferung und Herkommen gerade noch dazu taugen, zum Aushängeschild für Profit und Reklame zu werden, persönlichen und geschäftlichen Ehrgeiz so herauszuputzen und aufzupolieren, daß seine erbärmliche Triebhaftigkeit vom tumbe-nen Toren nicht schon im ersten Augenblick durchschaut wird.

Doch – wir sind hier wohl nicht zusammengekommen, um uns in der Entrüstung über andere zu üben. „Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen“. Dieses Wort aus den ‚Wahlverwandtschaften‘ läßt sich bequem dahin variieren, daß auch das achtbare Wollen, die reinste Absicht nicht davor geschützt ist, geschützt sein kann, in die Sünden des Jahrhunderts hineingerissen zu werden. Ob es sich nun um ein letztlich prämorales Versagen, gewissermaßen um eine naturgegebene Tatsache, handelt, oder nicht, soviel scheint mir sicher zu sein: Es gehört schon eine überdurchschnittliche Kraft dazu, sich die Fähigkeit zu nachhaltigeren Eindrücken einigermaßen zu bewahren – inmitten des Ansturmes der mannigfaltigen Reize, die auf den heutigen Menschen eindringen. Je ehrlicher wir gegen uns selbst sind, desto zögernder werden wir mit der Antwort, gefragt darnach, was wir denn nun an „erlebtem Leben“ mitzuteilen hätten. Man spricht so gerne von der „Begegnung“ mit den Denkmälern der Natur und der Geschichte. Kann sie denn überhaupt noch zustandekommen unter einem impotenten Geschlecht, das sich weder die Zeit dazu nimmt, sich einzustimmen, sich vorzubereiten auf den Besuch eines hohen Gastes, auf die Begegnung mit einem Werk der Kunst, mit dem Schönen, dem Wahren, dem Heiligen, noch die Geduld dazu aufbringt, eine Empfindung ausschwingen zu lassen? Ich habe einmal einen Universitätslehrer gekannt, einen sehr tätigen und auch organisatorisch begabten Mann. Wenn der bei seiner Lektüre auf einen neuen Gedanken stieß, der ihn fesselte, überraschte, erhob, dann „feierte“ er dieses Ereignis – ich bediene mich seiner eigenen Worte – dadurch, daß er für zehn Minuten das Buch zuklappte, in den Garten ging oder ein Gespräch suchte,

einzig und allein aus der Freude heraus an einer glücklichen Prägung, an einer Sache, die ihn weiterzubringen verspricht. Gleichviel ob es sich um wissenschaftliche Arbeit, um Theaterbesuch, um eine Wanderung, ja um ein schlichtes Wort handelt, – wenn das alles zwischen Tür und Angel erledigt und „abgemacht“ wird, wenn wir von einer Impression in die andere hineinstolpern, wenn das alles gleichsam nicht mehr von einem „Hof“ umgeben ist, dann machen wir uns einer doppelten Verfehlung schuldig. Wir verweigern nicht nur der Sache den ihr gebührenden Respekt, kränken den Künstler, Dichter, Philosophen noch posthum dadurch, daß wir uns ihm in Hemdärmeln nahen. Wir betrügen uns überdies noch selbst, indem wir uns schmeicheln, geistige Bedürfnisse zu haben, und im Grunde doch nichts sind als rohe Barbaren.

Noch einmal eine ganz kleine Illustration aus der eigenen kleinen Geschichte. Noch heute erinnere ich mich an eine Fahrt während meiner Studentenzeit. Es war in einer mitteldeutschen Stadt. Da wurde jeweils unter kundiger Führung, in rascher Abfolge ein Dom und eine Milchzentrale besichtigt; beides sehr interessante, lohnende Objekte, ohne Zweifel. Während der Mittagspause aber forderte der Leiter des Unternehmens, ein ebenso wohlmeinender wie rühriger Herr, einen Studenten aus Korea auf, über seine Eindrücke von der japanischen Frömmigkeit zu berichten. Ich hätte es für gebildeter gehalten, wenn sich die Teilnehmer, genudelt und gestopft mit den Erklärungen und Belehrungen des Vormittags, vermochten sie schon nicht eine Viertelstunde lang zu schweigen, nette Witze erzählt oder über Bierpreise unterhalten hätten.

Über die zu grobem Unfug auswachsenden Omnibusfahrten – sie haben selbstverständlich auch ihre positive Seite – kann man hier nur dies sagen: daß sich nämlich jeder arme Teufel dazu gratulieren kann, wenn er sich nur einige wenige im Jahre auswählen kann. Die Chance zum Leben, zum vollen Leben, scheint ja überhaupt in dem Maße zu wachsen, als wir zu wählen und auszuscheiden imstande sind. Jedenfalls haben unsere Großväter einst im Kreis Böblingen oder Waiblingen mehr gesehen als so viele Zeitgenossen, die nach Beendigung ihrer Schweizer- oder italienischen Reise bedauernd an Hand der gekauften Postkarten und des Katalogs feststellen müssen: „Wahrscheinlich bin ich doch auch in dieser Kirche gewesen. Ach so, die offenbar berühmte Plastik wäre also im linken Seitenschiff zu sehen gewesen!“ Möge es endlich Folgen haben, wenn heute Erzieher sich zusammenfinden, die wenigstens die Jugendlichen und Kinder vor der Abstumpfung bewahren möchten! Und den Heimatpflegern wäre täglich bei Tisch ein Kapitel aus Riehls „Wanderbuch“ vorzulesen: „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums“.

Die Heimatpflege ist vielleicht nur eine dünne Ader, ein schmales, bescheidenes Rinnsal in dem Fragenstrom, der unsere Gegenwart aufwühlt. Ich halte sie allerdings, um das schon vorwegzunehmen, für entscheidender als alle

diejenigen, die es zu tun scheinen, ihr liebenswürdig in der sogenannten Heimatecke einen bescheidenen Platz gönnen. Aber gerade dann, wenn sie so wichtig ist, kommt auch alles darauf an, daß sie sich nicht verfälschen läßt, oder gar, sei es aus Unkenntnis, sei es aus Schwäche, sich selbst verstümmelt durch eine falsche Angleichung, Anpassung an den Geist der Zeit. Vereine und Veranstaltungen, die die Nerven kitzeln oder sogar noch die Haut ritzen, gibt es in großer Zahl. Wehe uns aber, wenn wir uns vorschnell zufrieden geben mit dem, was erreicht ist, und unser Heil darin erblicken, daß die Anstrengungen womöglich noch verdoppelt und verdreifacht werden müßten, um mit dem Wort ‚Heimat‘ den letzten Zauderer aus seinen Vorbehalten herauszutrommeln.

Schopenhauer hat, so ich mich nicht irre, vor „ruchlosem Optimismus“ gewarnt. Das mag hart klingen. Indes, ist eine Zeit daraufhin angelegt, daß sie Krisen heraufführt – „Krisis“ im doppelten Sinne von „bedenklicher Lage“ und „Entscheidung“ zu verstehen –, sind wir schon aus dem „Idyll“ in die „Geschichte“ hinausgetrieben, dann kann und wird sich der Mangel an Mut zu radikalen Fragen bitter rächen.

Über die Signatur unseres Jahrhunderts wird viel geredet und geschrieben, und es mag sein, daß der fehlende Abstand uns vieles falsch und verzerrt sehen läßt. Allein, wenn ich mich auf die Reserven besinne, die uns zu einer Wiedergenesung noch zur Verfügung stehen, dann ist nach meinem Dafürhalten schon Grund zur Besorgnis gegeben. Man braucht sich noch lange nicht in den Mantel eines Zornpropheten zu hüllen und – es sollte in unserem ersten Abschnitt mit seiner ambivalenten Haltung ein wenig angedeutet werden – um des Effektes willen schwarz in schwarz zu malen. Es ist nicht an dem, daß die Kräfte des volkstümlichen Lebens gänzlich ermattet wären. Die nüchterne Beobachtung verbindet sich hier vielmehr mit dem für jede historische Betrachtungsweise und Wertung fundamentalen Gebot, daß es nicht angeht, in löblichem moralisch-pädagogischem Eifer ein Leitbild aufzustellen, das die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart verklärt; auch dieser Versuch bleibt im Rationalistischen stecken, ist nur Raisonement, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen. Was sich im Schmelztiegel des Jahrhunderts zusammenbraut, das können wir heute noch nicht wissen. Gut und Böse, daß ich abkürzend so sage, halten einander seltsam die Waage. Der technische Fortschritt muß – beispielsweise – noch lange nicht dazu führen, daß die Bindungen an Herkommen und Überlieferung gelockert oder gar endgültig zerschnitten werden. Vor wenigen Wochen erst hatte ich das Glück, etliche Ferien- und Studientage auf der Ulmer Alb zu bringen zu dürfen. Auf was mich dort mein kundiger Führer und Begleiter aufmerksam machte, das konnte ich nur bestätigen: Die Grenze zwischen dem württembergischen Gebiet und der Ulmer Herrschaft, ihrem ehemaligen Territorium, war dadurch deutlich markiert, daß in den reichen ulmischen Dörfern die Technisierung im landwirtschaftlichen Betrieb erheblich weiter vorwärtsgetrie-

ben war, Traktoren und Mähdrescher gehäufte anzutreffen waren als bei den württembergischen Anrainern. Und doch hat sich die Tracht im Ulmischen besser gehalten; wenigstens in ihrer bedeutsamsten Form, im Arbeitskleid. Ein eigenartiges Verhältnis jedenfalls von Bewegung und Beharrung, von tragenden und treibenden Kräften, das nicht erwartet wird von denen, die die naheliegende Vermutung zum Axiom erheben wollen, die Modernisierung habe notwendigerweise den Schwund altartigen Denkens und Sichgebens im Gefolge. Oder denken Sie bitte nur einen Augenblick an die Großstadt. Auch dort öffnet sich heute, ja gerade heute, ein weites Feld für die Forschung, der es angelegen ist, nach menschlichen Prädispositionen, Uranlagen zu fragen, wie sie noch die landfremde dritte oder vierte Generation im Banne von Vorstellungen und beim Vollzug von Handlungen zeigen, die bisher als das Reservat dörflicher Siedlungen galten. In der Reaktion, in der Bewältigung der technischen Errungenschaften gibt es naturgemäß eine ganze Skala von Möglichkeiten. Ich kenne Bauern, die es sich heute leisten können, im Juli einen Tag zu einem Familienfest zu verreisen, die auch im Sommer einmal auf der Feierabendbank sitzen, und ich kenne andere – in ganz ähnlichen Verhältnissen –, die mit fast wilder Gebärde am Sonntagnachmittag auf das Feld hinausfahren, auch dann, wenn Barometer und Wetterbericht einigermaßen darüber beruhigen können, daß kein jäher Witterungsumschlag eintritt. Um aber noch ganz kurz bei diesem letzteren Beispiel zu verweilen: Hier scheint mir Gefahr im Verzug zu sein. Daß sich der bäuerliche Mensch ändert, läßt sich nicht so bequem, wie das so gerne versucht wird, allein mit dem Phänomen der Technisierung erklären. Auf alle Fälle schiene es mir verkehrt, die Untersuchung der Krise des Dorfes herauszunehmen, auszugliedern aus der Betrachtung der Kulturkrise überhaupt und insgesamt, die unser ganzes Volk durchzumachen hat. Ich will es nicht übersehen, daß es innerhalb dieser allgemeinen Krise noch besondere und recht schicksalsschwere Probleme gibt, wie sie zunächst den dörflichen Menschen allein und vornehmlich angehen. Daß das Generationenproblem, das sich unserer Zeit so hart stellt, der Vater-Sohn-Komplex zumal, unter den Voraussetzungen der immerhin stark angelegten, wenn nicht gar erschütterten, *patria potestas* auf dem Lande sein schwer vergleichbares Gewicht hat, ein außerordentlich bedrohliches Gesicht zeigt, ist immer wieder einmal hervorzuheben. Ich muß daher vorläufig noch ein wenig zweifelnd die Achseln zucken, wenn der „Trachtenfrühling“ allzu fröhlich besungen wird. Ich verspreche mir von der Freude am Kleid, auch wenn es mit Bewußtsein und neuem Stolz getragen wird, solange nicht viel, solange das meines Erachtens noch weit wichtigere Sprachkleid fadenscheinig und halbzerfetzt um die Glieder schlottert. Ich denke dabei viel weniger an den verminderten, oder besser sich umschichtenden Wortschatz, an Lautabschleifungen, mundartliche Vermischungen und Verwischungen. Alle diese Einzelheiten interessieren allein als Symptome, als nicht ganz ungefährliche Symptome,

ganz gewiß. Allein – zum tödlichen Ausgang wird oder kann der Gesamtprozeß der Volkssprache erst dann führen, wenn die sittenbildende, sittenzeugende und – erhaltende Macht der Volkssprache zu Fall kommt. Ich werde deutlicher. Was nützt mir die Rückkehr zur Tracht, zum stilgemäßen Kleid, wenn es von Jugendlichen getragen wird als ein Pardestück, ohne jede Ahnung davon, daß dieses Kleid nur dann glaubhaft und überzeugend wirkt, wenn es sich mit dem Willen paart, der Muttersprache darin treu zu bleiben, daß man sich die Zeit dazu nimmt, so zu grüßen, wie es rechtens ist, wie es sich im Dorf gehört? Trachtenstücke sind Lappen, wenn sie einen Menschen umhüllen, dessen Sinn für die Sitte, für das Wesentliche an ihr und in ihr, abgewelkt ist. Der Brauch, auch der beste, wird zum Mummenschanz, zur unverbindlichen „Gaudi“ erniedrigt, hat er sich vom Boden der Sitte gelöst. „Alles Leben wächst in Rinden“, hat ein weiser Mann gesagt. Und es ist längst erkannt, daß sich der Geist auch vom Leibe her baut, daß Stilfragen niemals zweitrangig sind. Es gilt aber gleichwohl festzuhalten, daß das, was zur Hilfe werden kann, zum Segen, sich in Fluch wandelt, wenn es, die ihm zugewiesene Rolle des Dieners vergessend, sich in äußerlicher Demonstration aufzuspielen beginnt, sich in neuen Reizen verpufft.

Nicht als ob die jungen Bauern dies nicht wüßten; viele, die besten zumal, sind sich klar darüber, daß es mit Betrieb allein nicht geht. Ich glaube aber doch, ich habe jedenfalls so den Eindruck, daß wir wieder in Zeiten stehen, da der Bauer den ritterlichen Sprecher, der um seine Nöte weiß, sie zu nennen vermag, nicht mehr entbehren kann. Ein solcher Sprecher soll sich indes weder als Besserwisser noch als treuherziger Biedermann anbieten und empfehlen, sich nicht dadurch in seiner Scholentreue auszuweisen suchen, daß er etwa eine Oktave schwäbischer oder hohenlohischer spricht, wenn er einen – ich gebrauche das Lieblingswort der tänzelnden Schäferzeit – frommen Landmann trifft. Soweit ist das Dorf nun wirklich noch nicht heruntergekommen, daß die Empfindung für echt und unecht – sie hat den bäuerlichen Menschen stets ausgezeichnet – völlig unsicher geworden wäre, daß sich nicht der sich „dörperlich“ gebarende Städter lächerlich machte, ärgerlich zurückgestoßen würde, dem Lehrer gleich, der sich mit unendlicher Huld und Hingabe herabneigt zum Zögling, zum unmündigen.

Zunächst gilt es einmal ganz ehrlich der Situation ins Auge zu sehen. Am bäuerlichen Menschen zerren heute ganz verschiedene Kräfte: Um ihn bemühen sich zu fast gleichen Teilen die Experten des landwirtschaftlichen Fortschritts, die aufklären und schulen und es eben noch erlauben, daß ihre – sicher wertvollen und unentbehrlichen – Fachvorträge kulturell noch ein wenig umrahmt werden; etwa mit einem trauten Volkslied oder mit einigen Kernsprüchen aus einem alten Bauernkalender. Daneben aber treten die andern auf den Plan, die sich nun auf die Kultur spezialisiert haben und sich vor allem dadurch legitimieren wollen, daß sie – es ist glücklicher-

weise nicht in Württemberg passiert – noch einen Schreibmaschinentisch mitsamt seinen dutzend Mappen besten Durchschlagpapiers dem dörflichen Schreiner übergeben, daß er ihn mit Mustern der Volkskunst, mit Lebensbaum und paarigen Vögeln, würdig ziere. Die Lage, in der Wissenschaft dadurch gekennzeichnet, daß sich ländliche Soziologie und Volkskunde noch nicht zu einer Arbeitsgemeinschaft, zum fruchtbaren Gedankenaustausch zusammengesetzt haben, bestimmt auch weitgehend noch die Praxis. Dieses Faktum soll man aber nicht leicht nehmen, es nicht überlärmen mit Heimattagen und Trachtenfesten.

Ja, ich muß noch einen Schritt weitergehen. Ich sprach – im historischen Gleichnis gewissermaßen – vom ritterlichen Sprecher. Nun – prüfen wir uns aber einmal selber. Leiden wir nicht, müssen wir nicht daran leiden, daß wir Gezeichnete, Geschlagene sind, daß es uns ungemein schwerfällt, uns noch einmal aufzuraffen? Aus den Irrungen und Niederbrüchen des ersten Weltkriegs ist die deutsche Jugendbewegung zu neuen Zielen aufgebrochen; Namen wie Hans Breuer, Walther Hensel und Adolf Seifert mögen für den mutigen Versuch stehen, ohne alles Pathos und jeden repräsentativen Ehrgeiz in ihren Musik- und Dorfwochen das Leben des Dorfes aus eigener Wurzel zu erneuern. Nach dem zweiten Weltkrieg aber – der Satz braucht kaum vollendet zu werden. Rasch wirkende Rezepte gibt es jedenfalls nicht. Daß sich wieder eine Humusschicht zu bilden habe, auf der eine sinn- und wertvolle Heimatpflege gedeihen kann, das weiß heute im Grunde jedermann. Freilich auch das andere, daß ihr Entstehen nicht in unseren Willen gegeben ist, nicht nur und ausschließlich jedenfalls, nicht wirklich notwendig. Bei einem müden Quietismus muß diese Einsicht darum noch lange nicht enden. Mit dem „Stehen und Warten“ ist oft mehr, viel mehr getan als der glauben will, der vergißt – ein Historiker hat es so formuliert –, welche Kräfte der *vita activa* von jener *vita contemplativa* zufließen, die weit davon entfernt die Hände in den Schoß zu legen, nicht in erster Linie Genuß, sondern Bereitschaft ist. Das „Stehen und Warten“, es ist viel mehr und eher ein gespanntes Lauschen als der Verzicht, an einem Zipfel nun wirklich anzupacken, es widersteht der Versuchung, es sich bequem zu machen. Bequem macht es sich der Selbstbetrug, das ungebärdige Losexperimentieren, das von berechenbaren Erfolgsziffern lebt. Der stille Weg ist immer der schwerere.

Noch einmal darf ich das an einem konkreten Fall exemplifizieren. Ich denke an die Heimatforschung, an das große Sorgenkind der Heimatpflege. Wer eine etwas breitere Kenntnis von den vielen Heimatbeilagen unserer Tageszeitungen hat, der wird dem Urteil wohl schon zustimmen, daß – von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, hervorragenden Einzelbeiträgen sowohl als auch ganzen Blättern mit Zeitschriftenniveau – noch keine stärkeren Antriebe von dieser Literaturgattung ausgehen können, die, teils den „wissenschaftlichen Schrott“ vermehrend

– auch er ist nicht völlig wertlos –, teils mit den Spinnweben des Langweiligen überzogen, just den Leser von einer Beschäftigung mit den Dingen und Menschen seiner Heimat abhalten, den wir gewinnen wollen und müssen. Woran liegt das? Unter anderem wohl auch mit daran, daß das Wort, und damit auch die Sache, nicht so ernst genommen werden, wie sie es verdienten. Was schadet es denn, wenn ein Teil von dem, was heute erscheint, nicht mehr geschrieben wird? Vorzüglich die Heimatforschung und -pflege setzen ja an menschlicher Reife, an gediegenem Wissen, an langjähriger Erfahrung und Übung viel mehr voraus, als es die erste Begeisterung wahrhaben möchte. Entscheidend ist nämlich, daß das, was wir mit dem abgedroschenen Begriff ‚Heimaterlebnis‘ meinen, eingegliedert wird in den übergreifenden Sinn- und Wertzusammenhang, in dem es, um den Schweizer Heimatpfleger, Christian Rubi, zu zitieren, nicht zu einer „Ersatzreligion“ aufgeschwellt wird, wohl aber seinen Platz erhält innerhalb der Bestrebungen und Aufgaben, die ich – wiederum mit einem leider viel mißbrauchten Begriff – als die humanistischen bezeichnen darf, ausgehend davon, daß sich jede humanistische Bewegung in der Geschichte, in der Zeit der Klassik und Romantik nicht minder als in den Tagen von Renaissance und Reformation, nicht mit der Förderung gelehrter Studien begnügt, hingegen den ganzen Menschen zu erfassen und zu bilden getrachtet hat. Es scheint mir wirklich kein Zufall zu sein, wenn heute der Versuch gemacht wird, an der Technischen Universität – wohlgemerkt: nicht zu verwechseln mit der Technischen Hochschule – eine Humanistenfakultät einzurichten, aus der Erkenntnis heraus, daß das Leben, und eben auch das höchstspezialisierte und -differenzierte Leben der Gegenwart, ersterben muß, wenn der Mensch nicht mehr hinter ihm steht. Und ich füge hinzu: der von der Heimat bestimmte Mensch. Gehört doch sie, die vielgeprüfte, mit all ihren Narben und Malen, die ihr Antlitz gezeichnet haben, vornehmlich zu den „haltenden Mächten“; der frühere Leipziger Soziologe und Kulturphilosoph Hans Freyer hat vor nicht zu langer Zeit von ihnen gesprochen. Es ist – in der Kürze – weder ratsam noch möglich, seinen vorbildlich komprimierten und in äußerster Gedankenzucht gestrafften Aufsatz („Der Fortschritt und die haltenden Mächte“) in seinen einzelnen Überlegungen zu rekapitulieren. Einen Hinweis möchte ich aber doch nicht unterlassen, zumal da er uns vor allem eine große Lebenserfahrung einzuschärfen vermag: „Ihre (der „haltenden Mächte“) Aufgabe ist nicht, den weiterstrebenden Prozeß abzubremsen, sondern sich ihm einzuschmelzen und ihm das mitzuteilen, was in ‚bloßen‘ Sachsystemen ‚aus sich selbst‘ nie wachsen kann: Lebendigkeit, menschlichen Sinn, menschliche Fülle und Fruchtbarkeit“. – „Sieger bleibt, wer das Schutzschild birgt in seinen Marken und Herr der Zukunft, der sich wandeln kann“.

(Referat, gehalten am 28. August 1953 auf der Woche für Heimatpflege auf der Akademie Comburg).